



Thorsten Hinz (Hg.)

Worte überwinden Grenzen

Geschichten aus dem Leben von Menschen
mit Behinderung und psychischer Erkrankung

LAMBERTUS

Thorsten Hinz (Hg.)

Worte überwinden Grenzen

Geschichten aus dem Leben von Menschen
mit Behinderung und psychischer Erkrankung

LAMBERTUS

Thorsten Hinz (Hg.)

Worte überwinden Grenzen

Geschichten aus dem Leben von Menschen
mit Behinderung und psychischer Erkrankung

LAMBERTUS

Ein besonderer Dank gilt den Unterstützern des Literatur-Wettbewerbs, der Bank für Sozialwirtschaft, der Teilhabeinitiative des Deutschen Caritasverbandes und dem Lambertus Verlag sowie der unabhängigen Expertenjury.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2012, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau

Redaktion: Dr. Thorsten Hinz, Corinna Tröndle, Simone Andris, Zorica Bozic

Lektorat: Anita Brutler, Freiburg

Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil

Herstellung: Druckerei Franz X. Stückle, Ettenheim

ISBN: 978-3-7841-2107-9

eISBN: 978-3-7841-2155-0

Inhalt

Vorwort des Herausgebers <i>Dr. Thorsten Hinz</i>	9
Einleitung <i>Corinna Tröndle</i>	11
Vielleicht ist sterben schlimmer <i>Tom Liehr</i>	15
Ich will nicht wieder Kind sein <i>Stefanie Haß</i>	22
Sascha kann das schon <i>Katja Hermann</i>	39
Anders bin ich und doch nicht <i>Bernhard Winter</i>	46
Anders sein – auf dem Weg zur Inklusion <i>Susanne Bürkle</i>	47
Wer behindert Lisbeth? <i>Elisabeth Kranz</i>	59
Die toten Farben <i>Maria Schünemann</i>	63
Der Mut der Welt <i>Claudia Gottwald</i>	64
Tief inmitten der Nordstadt ... <i>Renate Groh</i>	66
Barriere überwinden <i>Lovis Hinz</i>	68
Freiheit <i>Nicolai Welz</i>	69
Perspektivenwechsel <i>Madeleine Scherer</i>	70
Alle glotzen mich an <i>Stephanie Stöhrer</i>	73

Grenzlinie	
<i>Siegfried E. Meyersieck</i>	74
Die Prinzessin ohne Flügel	
<i>Sabine Frambach</i>	75
Mitten im Leben	
<i>Cordula Broicher</i>	79
Alleine	
<i>Horst Stockhausen</i>	83
Barrieren überwinden	
<i>Markus von Heesen</i>	85
Der erste Blick	
<i>Claudia Georgi</i>	86
Inklusion und andere Köstlichkeiten	
<i>Heiko Frederick-Kringel</i>	90
Barrieren gilt es zu überwinden	
<i>Joachim Burger</i>	94
Deine Welt und meine Welt	
<i>Anne Rothe-Winnen</i>	96
Mein Weg in die Unterstützte Kommunikation als nichtsprechender Mensch	
<i>Carolin Schmid</i>	97
Herr Danilo und seine Arbeit	
<i>Andrea Mächler</i>	101
WERKSTATT-RAP „Hey Leute, werdet wach!“	
<i>Straubinger Werkstätten St. Josef, Straubing</i>	112
Freudenleuchten	
<i>Tanja Maria Keller</i>	114
Rosanna	
<i>Dr. Teodora Ansaldo</i>	117
Es gibt doch Wunder	
<i>Monique Kelbing</i>	121
Die Behinderung	
<i>Melanie Schmid</i>	123

Jahresfest in unserem Heim	
<i>Kathrin Zschögner</i>	125
Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer	
<i>Melissa C. Feurer</i>	126
Grenzenlos	
<i>Ann-Kathrin Wächter</i>	133
Tatsache	
<i>Susanne Laufer</i>	136
Das gelbe Haus	
<i>Elisabeth Podgornik</i>	137
Tigerpussy und das Sommergefühl	
<i>Benjamin Blümlein</i>	143
Zwischen-Räume	
<i>Anne Jan</i>	151
Barrieren in meinem Innern	
<i>Sonja Fischer</i>	159
Momo – eine Liebesgeschichte	
<i>Barbara Börgener</i>	161
Ein Besuch	
<i>Udo Stadler</i>	165
Die Lehrerin	
<i>Ines Heckmann</i>	176
Barrieren überwinden	
<i>Doro Fenner</i>	188
Christian + Arthur	
<i>Johannes Schwelm</i>	189
Jacobsen	
<i>Sennalilith Hoy</i>	197
Ein Mensch wie Du und ich	
<i>Elfriede Winkler</i>	200
Ines	
<i>Gisela Görner</i>	202

Rolltreppen im Kopf <i>Carmen Schmit und Ulrike Mayrhofer</i>	210
Das Gewand – Ein Märchen <i>Annegret S. Parkevall</i>	220
Lebenslicht <i>Dagmar Mende</i>	239
Der Flohzirkus <i>Anja Stadler</i>	240
Der besondere Kinder-Garten <i>C. Gottschling und M. Richartz</i>	245
Ein glückliches Leben – von Anfang an <i>Tanja Döble-Pflugbeil</i>	247
Leben mit dir <i>Heike Kock</i>	250
Vierundsechzig Stufen zur Party meines Lebens <i>Julian Spiess</i>	252
Überwindung <i>Silvia Blaser</i>	255
Blutmond <i>Sylvia Wage</i>	260
Mut-mach-Gedicht <i>Sigrid Stief</i>	264
Heute, morgen, immer <i>Marlies Kalbhenn</i>	266
Nächste Haltestelle <i>Eva-Maria Hartmann</i>	281
Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V.	289
Die Autorinnen und Autoren	291
Die Jury-Mitglieder	293

Poesie und die Vielfalt von Exklusion und Inklusion

Vorwort des Herausgebers

Poesie ist von der Wurzel her ein griechisches Wort (gr. ποιήσις *poiesis*) und meint „Erschaffung“. Der Soziologe und Gesellschaftstheoretiker Niklas Luhmann (1927–1998) spricht in zahlreichen seiner Texte von Autopoiese, das auch ein griechisches Wort (altgr. ἀὐτόσ ποιέιν *poiein*) ist und das bei ihm vorrangig die „Selbsterhaltung eines Systems“ meint. In seinem Aufsatz „Inklusion und Exklusion“ (1995)¹ erläutert Luhmann, dass ein Mensch nicht nur in ein einziges soziales Setting eingebunden ist, sondern immer und gleichzeitig in mehrere verschiedene gesellschaftliche Teilsysteme. Inklusion bedeutet für Luhmann entsprechend eine vielfältige Eingebundenheit in mehrere Teilsysteme und vielförmige Teilhabe. Die Nichtzugehörigkeit zu verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen wird von Luhmann als Exklusion bezeichnet. Jeder Mensch ist deshalb gesellschaftlich mehrfach „inkludiert“ und mehrfach „exkludiert“. Luhmann folgend ließe sich annehmen, dass eine sogenannte Mehrfach-Exklusion zunächst keinen gesellschaftlichen Ausschluss bedeuten muss, wie auch die Inklusion in schwierige Teilsysteme nicht unbedingt für ein gutes Leben stehen muss. Gleichwohl wusste auch Luhmann, dass Status- und Rollenverhärtungen dazu führen können, dass Menschen gesellschaftlich am Rande oder außerhalb von Kommunikation, Ressourcen und Möglichkeiten stehen können. Entscheidend für die Überwindung solcherart Verhärtungen oder Barrieren sind für ihn die Prozesse und Relationen zwischen den verschiedenen Teilsystemen.

In dem hier vorliegenden Band von poetischen Texten, den der Bundesverband Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V. als Ergebnis des Literatur-Wettbewerbs „Barrieren überwinden“ vorlegt, zeigt sich ähnlich wie bei Luhmann, dass Exklusion und Inklusion nicht leicht zu bestimmende Wahrheiten und Wirklichkeiten sind. In den Texten wird deutlich, dass Menschen mit Behinderung und psychischen Erkrankungen Barrieren sehr unterschiedlich erfahren und entsprechend vielfältige Strategien zu deren Überwindung kennen. Im Buch finden sich zudem berührende Beschreibungen darüber, wie Versuche zur Überwindung von

¹ Luhmann, N., Inklusion und Exklusion, in: Ders. Die Soziologie und der Mensch, Soziologische Aufklärung 6, Opladen 1995, S. 237ff.

Barrieren scheitern können, wie schmerzhaft Ausgrenzung und Diskriminierung erlebt werden. Der vorliegende Sammelband ist entsprechend mitnichten eine Gefälligkeitspoesie, sondern im Gegenteil eine vielfältige Komposition von Literatur, die aufrütteln will, die aus der Innen- und Selbstsicht von Menschen mit Behinderung und psychischen Erkrankungen zeigt, dass der gesellschaftliche Weg zur Überwindung von zahllosen sichtbaren und unsichtbaren Barrieren noch sehr sehr sehr weit ist und eine stete Aufgabe bleibt. Vielleicht ähnlich, wie Gertrude Stein (1874–1946) in ihrem berühmten Gedicht *Sacred Emily* schrieb: „Rose is a rose is a rose is a rose“ (Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ist eine Rose).

Im Namen des Bundesverbandes der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V. danke ich allen Autoren und Autorinnen sehr für den Mut, sich so offen, mutig, lebendig und kritisch geäußert zu haben, für die Teilnahme und Teilgabe am Literatur-Wettbewerb. Den Lesern und Leserinnen wünsche ich spannende Leseerlebnisse.

Dr. Thorsten Hinz

Geschäftsführer des Bundesverbandes Caritas
Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V.

Einleitung

Barrieren überwinden – für eine Gesellschaft, die niemanden ausgrenzt

Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen sind vielfach aus der Gesellschaft ausgegrenzt, sowohl durch räumliche Barrieren als auch durch Barrieren in den Köpfen. Barrierefreiheit jedoch ist für eine gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen unverzichtbar. Dies setzt voraus, dass Kommunikationsformen, Medien und Einrichtungen so gestaltet werden, dass sie von jedem Menschen uneingeschränkt genutzt werden können. Vorurteile gegenüber behinderten und psychisch kranken Menschen abzubauen, sie vorbehaltlos in die Gesellschaft einzu beziehen und zur Selbstbestimmung zu befähigen führt zu besserer Teilhabe. Teilhabe ist dabei kein Lösungskonzept, das sich ausschließlich auf Menschen mit Behinderung oder psychischen Erkrankungen bezieht, sondern „Teilhabe gilt für alle Menschen und bedeutet, dass jeder Mensch das Recht hat, an den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Prozessen und Möglichkeiten einer Gesellschaft teilzunehmen sowie diese mitzugestalten und mitzubestimmen.“¹

2009 wurde in Deutschland die UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Kraft gesetzt. Die Konvention formuliert keine Sonderrechte für Menschen mit Behinderungen, sondern konkretisiert die bestehenden Menschenrechte für die Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen mit dem Ziel, ihre Chancengleichheit und Teilhabe in der Gesellschaft zu fördern. Artikel 19 der Behindertenrechtskonvention beispielsweise fordert, Barrierefreiheit nicht nur auf bauliche Barrieren zu beziehen, sondern auf den gleichberechtigten Zugang zu allen Lebensbereichen: „Die Vertragsstaaten anerkennen das gleiche Recht aller Menschen mit Behinderungen, mit gleichen Wahlmöglichkeiten wie andere Menschen in der Gemeinschaft zu leben, und treffen wirksame und geeignete Maßnahmen, um Menschen mit Behinderungen den vollen Genuss dieses Rechts und ihre volle Einbeziehung in die Gemeinschaft und Teilhabe an der Gemeinschaft zu erleichtern.“²

¹ Deutscher Caritasverband (Hg.): Menschen mit Behinderung: Teilhabe an der gesundheitlichen Versorgung, in: Neue Caritas Heft 22, 19. Dezember 2011, S. 34.

² <http://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/a729-un-konvention.html>
Zugriff am 02.05.2012)

Barrieren abzubauen und Teilhabe zu ermöglichen ist nicht nur Aufgabe von Diensten und Einrichtungen der Caritas, sondern liegt in einer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung. Teilhabe kann nur gelingen, wenn ein Umdenken in der Öffentlichkeit stattfindet. Die Caritas kann hier als gesellschaftlicher Akteur und Solidaritätsstifter für ein gleichberechtigtes Miteinander sensibilisieren. Mit dem Literatur-Wettbewerb „Barrieren überwinden“ leistet der Bundesverband Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie einen Beitrag, die Belange von Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen verstärkt in die gesellschaftliche Wahrnehmung zu bringen und beleuchtet das Thema aus einer anderen Perspektive: Menschen mit und ohne Behinderung schildern ihre Erfahrungen mit Teilhabe, verfassen literarische Texte zu Einzelschicksalen oder zu gelungener Teilhabe. Die Kurzgeschichten, Essays, Novellen, Märchen und Gedichte berühren den Leser auf eine ganz eigene Weise und bieten einen neuen und ungewöhnlichen Zugang zum Thema.

Der Literatur-Wettbewerb fand 2011 erstmals anlässlich der Caritas-Kampagne des Deutschen Caritasverbandes „Kein Mensch ist perfekt“ statt und hat große Resonanz gefunden. In 403 Beiträgen haben sich 453 Autorinnen und Autoren mit der Frage beschäftigt, wie eine bessere Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen verwirklicht und wie bestehende Barrieren überwunden werden können. Von den über 400 Autoren sind zwei Drittel Frauen und ein Drittel Männer. Die jüngste Teilnehmerin war gerade 14 Jahre alt geworden, als sie ihre Kurzgeschichte einreichte. Der älteste Teilnehmer schrieb seine Erzählung im hohen Alter von 83 Jahren. Das größte Gemeinschaftswerk wurde von 20 Personen verfasst. Der kürzeste Beitrag umfasst 20 Wörter, der längste genau 70.000 Zeichen, der vorgegebenen Höchstgrenze. 74 Beiträge sind am letztmöglichen Abgabetermin am 30. Juni 2011 eingegangen. Der letzte berücksichtigte Beitrag ging in letzter Sekunde am 30. Juni 2011 um 23:59 Uhr ein.

Die festliche Preisverleihung des Literatur-Wettbewerbs „Barrieren überwinden“ mit über 150 Gästen fand am 16. November 2011 im Paulussaal in Freiburg statt. Gewürdigt wurden die vier Gewinner des Literaturpreises, die eine unabhängige Expertenjury ermittelt hatte. Neben der inhaltlichen Ausrichtung der Beiträge war die literarische Qualität das Kriterium, das der Jury bei ihrer Auswahl besonders wichtig war. Die Jury setzte sich aus folgenden Experten zusammen: Verena Bentele, Literaturwissenschaftlerin und vierfache WM- und zwölffache Paralympics-Siegerin

aus München; Irene Fischer, Schauspielerin und Drehbuchautorin, Freiburg; Esther Grunemann, Lehrerin, Sozialpädagogin und Beauftragte für Menschen mit Behinderungen in Freiburg; Phil Hubbe, Cartoonist aus Magdeburg und Dr. Bettina Schulte, Redakteurin der Badischen Zeitung für Literatur und Theater, Freiburg.

Die Entscheidung für die Preisträger ist der Jury aufgrund der hohen Qualität vieler Beiträge nicht leicht gefallen. Mit einem Sonderpreis in Höhe von 500,- Euro hat die Jury Bernhard Winter für sein Gedicht „Anders bin ich und doch nicht“ ausgezeichnet. Den 3. Preis in Höhe von 1.000,- Euro erhielt Katja Hermann für ihre Kurzgeschichte „Sascha kann das schon“. Die Autorin beschreibt den Alltag eines geistig behinderten Mannes, der versucht ohne die Hilfe der Mutter sein Leben zu meistern. Jury-Mitglied Phil Hubbe lobte in seiner Würdigung den Mut der Autorin: „Dass diese schöne Geschichte eigentlich kein gutes Ende nimmt und auf ein Happy-End verzichtet, gefällt mir.“

Der 2. Preis in Höhe von 2.000,- Euro des Literatur-Wettbewerbs ging an Stefanie Haß für ihren Text „Ich will nicht wieder Kind sein“. Der Text handelt von einer jungen Frau, die versucht trotz ihrer psychischen Erkrankung ein selbstbestimmtes, von ihren Eltern weitgehend unabhängiges Leben zu führen. Esther Grunemann würdigt die Kurzgeschichte von Stefanie Haß, in der es „um die Vorurteile gegenüber psychisch erkrankte Menschen [geht], auch die, die man selbst im Kopf hat, ebenso wie um das Recht trotzdem auf eigene Verantwortung und Risiko sein eigenes Leben führen zu dürfen, eben nicht mehr Kind sein zu wollen.“

Der Gewinner des Literatur-Wettbewerbs „Barrieren überwinden“ ist Tom Liehr. Er erhielt den 1. Preis in Höhe von 3.000,- Euro für seine Erzählung „Vielleicht ist sterben schlimmer“. Der Berliner Autor hat bereits einige Kurzgeschichten und Romane veröffentlicht und beschreibt in seiner hier veröffentlichten Erzählung den Alltag einer ungewöhnlichen Vater-Sohn-Beziehung. „Tom Liehrs Erzählung ist eine gerade in ihrem unsentimentalen Alltagston berührende Liebeserklärung: des Sohns an den Vater, des Vaters an den Sohn. Dass diese beiden es, so tief getragen vom Gefühl, wie selbstverständlich schaffen, die Barrieren zwischen dem Gesunden und dem Kranken zu überwinden, ist fast zu schön, um wahr zu sein. Doch wir möchten nur zu gern und immer wieder daran glauben, dass die Liebe Berge versetzen kann. Tom Liehrs Geschichte gibt diesem Glauben Nahrung.“ Mit diesen Worten würdigte Dr. Bettina Schulte die Erzählung des ersten Preisträgers.

Im vorliegenden Band möchte der CBP neben den vier ausgezeichneten Beiträgen eine kleine Auswahl weiterer hoch anregender Texte aus dem Wettbewerb veröffentlichen. Die ausgewählten Beiträge bringen die Möglichkeiten, aber auch die Barrieren von Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen eindrücklich und bewegend zum Ausdruck. Aber lesen Sie selbst!

Corinna Tröndle

Referentin für Öffentlichkeitsarbeit im Bundesverband
Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V.

Vielleicht ist sterben schlimmer

Tom Liehr

Im Juni 1998 ging mein damals fünfundfünfzig Jahre alter Vater über die Marienfelder Chaussee, eine breite Straße mit begrünter Mittelinsel. Auf der Rasenfläche legte er einen Zwischenstopp ein, weil sein Mobiltelefon klingelte. Er war auf dem Weg zur Bushaltestelle, denn sein Auto, ein gut gepflegter Daimler aus den frühen Siebzigern, war nicht angesprungen. Mein Vater hatte einen wichtigen Termin, ein Gespräch mit seinem Bankberater – es ging um die Hypothek für das kleine Haus, das meine Eltern seinerzeit als Mieter bewohnten, und das sie kaufen wollten. Er war ein fast zwanghaft pünktlicher Mensch; er hasste es, zu spät zu kommen oder auf andere Menschen warten zu müssen. Deshalb geriet er sofort in Irritation, wenn ihn äußere Umstände davon abhielten, sekundengenau bei einer Verabredung einzutreffen. Dazu gehörten in diesem Moment der den Dienst versagende Mercedes und das klingelnde Telefon. Denn im gleichen Augenblick traf ein Bus an der Bushaltestelle ein; der Bus, den er erwischen musste, um pünktlich in der Bank zu erscheinen.

Mein Vater drückte ein paar Knöpfe des Telefons und rief mehrfach „Ja? Ja?“, wie mir sein bester Freund, der Anrufer, später erzählte – er hörte das mehrfrequente Piepen, das die Wähltasten auslösten, und zwischen-drin die Fragerei meines Vaters, der nur wenig technisches Verständnis besaß. Dann murmelte mein Vater „Moment!“ und „Bitte bleiben Sie am Apparat!“; damals sagte man noch „Apparat“ zu Telefonen. Der Freund meines Vaters hörte ein Schnarren, heftige Atemgeräusche. Und anschließend, etwa sieben Sekunden später, ein dumpfes Krachen, bevor die Verbindung beendet war.

*

„Werner, ich bin wieder zu Hause!“, rufe ich, wie ich das immer tue, wenn ich die Wohnung betrete. Ich rede meinen Vater seit dem Unfall mit seinem Vornamen an. Er wird nicht darauf reagieren, denn er kann nicht mehr sprechen, wie er so vieles nicht mehr kann, aber ich mache es trotzdem. Oder besser: deswegen.

„Wir sind hier hinten“, antwortet Marina, die Tagespflegerin. Natürlich sind sie hinten, im Schlafzimmer meines Vaters.

„Bin gleich bei euch.“

Unser Leben hat sich sehr verändert, seit das vor zwölf Jahren passiert ist. Meine Mutter ist zwei Monate nach dem Unfall, da pflegte sie ihn schon in der neuen, sehr viel kleineren Wohnung, verschwunden und nicht mehr zurückgekehrt. Sie hinterließ einen kurzen Brief: „Ich habe nur ein Leben. Das kann ich nicht auf diese Art verbringen. Bitte versteht das.“ Ich habe erfahren, dass sie inzwischen in Falkensee lebt, einem Ort westlich von Berlin. Sie ist wieder verheiratet. Es berührt mich nicht.

Ich weiß nicht, ob Werner ein guter Ehemann war. In meiner Gegenwart haben die beiden selten gestritten, sondern höchstens etwas emotionaler diskutiert, vor allem, wenn es um Geldfragen ging. Sie waren nur ausnahmsweise zärtlich zueinander, auf etwas distanzierte, fast fragende Art, vor allem bei Familienfesten, auf denen wir uns trafen, etwa dem siebzigsten Geburtstag meiner Oma mütterlicherseits. Aber Werner war ein guter Vater, ein respektvoller, niemals aufbrausender, verständnisvoller und gelehriger Erzieher, der mir natürlich Pünktlichkeit beibrachte, und Disziplin ganz allgemein, aber auch Achtsamkeit und Verständnis für die Menschen. Deshalb habe ich es meiner Mutter auch nicht nachgetragen, dass sie uns verlassen hat. Und aus dem gleichen Grund bin ich zu meinem Vater gezogen und habe seine Betreuung übernommen.

Der Unfall hatte seinen Schädel – und damit sein Gehirn – stark beschädigt, außerdem gab es Verletzungen der Wirbelsäule. Nach zwei Wochen im Koma erwachte er – medizinisch. Etwa einen Monat später erreichte er dann den Status, auf dem er sich nach wie vor befindet. Abweichungen gibt es kaum, die Hochs und Tiefs liegen dicht beieinander. Er kann nicht sprechen und sich nicht bewegen, bis auf zwei Finger der linken Hand, die er unter großen Anstrengungen und von Spastiken begleitet etwas anzuheben in der Lage ist. Er kann essen und schlucken. Er kann die Nase kräuseln, die Augenbrauen hochziehen, gezielt blinzeln, die Augen bewegen und den Kopf minimal drehen. Das tut er jetzt, als ich sein Zimmer betrete. Aber er schaut nicht zu mir, sondern zu der großen Bahnhofsuhr, die ich an der Wand am Fußende seines Bettes angebracht habe.

Es hatte fast vier Monate gedauert, bis ich begriff, warum er, wann immer mein linker Arm sich in seiner Nähe befand, in Richtung meines Handgelenks tastete, zitternd und unter enormen Anstrengungen. Als ich die riesige Atomuhr montierte, war fast ein Lächeln in seinem Gesicht zu erkennen, und die Tastversuche hörten auf. Seitdem schaut er immer auf die Uhr, wenn ich komme, weil er Pünktlichkeit nach wie vor schätzt. Er schaut hin, um zu prüfen, ob ich ihm um exakt sechs Uhr dreißig das Frühstück bringe. Er kontrolliert, ob Martina rechtzeitig das Mittagessen

serviert. Er fixiert die Uhr etwas länger, wenn ich später als um siebzehn Uhr dreißig zu Hause bin. Das ist seine Art, mir Vorwürfe zu machen.

Ich liebe ihn. Er ist mein Vater, aber das ist nicht der einzige Grund dafür, warum ich nie darüber nachgedacht habe, es meiner Mutter gleichzutun und ihn zu verlassen. Es ist die Tatsache, die Gewissheit, dass er immer noch irgendwo da drinnen steckt. Nicht sehr tief unter der unbeweglichen Hülle. Er ist da. Und es muss für ihn die Hölle sein. Für mich ist es das auch.

Werner war nicht nur gewissenhaft, sondern auch sehr umtriebig. Er las viel, interessierte sich für alles Mögliche, war politisch engagiert, schrieb Essays und diskutierte nächtelang, stand aber an jedem Morgen um exakt halb sieben auf der Matte. Er beeinflusste mich nicht, was meine Meinungsbildung anbetraf, aber er hielt nicht damit hinter dem Berg, dass er ein glühender Atheist war. In Religionsfragen wurde er spöttisch, was sonst nicht seine Art war. Gottesideen hielt er für die Wurzel der meisten Übel. Er tat es sich nicht an, in entsprechende Diskurse zu treten. Sollen sie doch an ihren Kruzifixen ersticken, sagte er gerne und oft. Oder: Gott muss man nicht widerlegen, das ist eine Aufgabe für Idioten.

Als ich Kirchenluft schnupperte, gab es die einzige Krise in unserer Beziehung. Er kritisierte mich nicht dafür, dass ich in die Gemeinde ging, um die Bibel erklärt zu bekommen. Er witzelte herum, aber sein Humor war gekünstelt; der Widerwille, der ihn erfasste, war greifbar. In jener Zeit – ich war siebzehn – musste ich mir einfach ein Revier suchen, das er noch nicht durch seine glänzenden Argumente besetzt hielt. Dass es sich um Hokuspokus handelt, fand ich schnell selbst heraus. Ich konzentrierte mich noch einige Wochen auf die hübschen Mädchen, von denen es in der Gemeinde viele gab, und verabschiedete mich dann auch von Gott. Werner war sehr erleichtert, als ich ihm das ganz nebenbei zu verstehen gab.

Er hat nie eine Patientenverfügung aufgesetzt und auch kein Testament geschrieben, die darüber hätten Aufschluss geben können, ob und wie er im Fall wie demjenigen, der dann eingetreten ist, behandelt werden wollte. Er ist nicht von Apparaten abhängig und de facto am Leben. Es ihm zu nehmen, wäre Mord.

Wir können kommunizieren. Er reagiert verzögert und nicht immer eindeutig, aber durch Blinzeln kann er zustimmen oder ablehnen. Ich frage niemals Dinge wie „Geht es dir gut?“, „Möchtest du in ein Pflegeheim?“

oder „Wärscht du lieber tot?“. Ich schlage ihm vor, was ich am Wochenende kochen könnte, und das Gericht, bei dem er zweimal blinzelt, bereite ich dann zu. Ich lese ihm das Fernsehprogramm vor, nur öffentlich-rechtliche Sender, und schalte auf den Kanal, mit dem er über Augenbewegungen einverstanden ist. Er bevorzugt Diskussionsrunden, Dokumentationen und Quizshows. Ich frage ihn, ob ich das Fenster öffnen soll. Ob er Musik hören möchte. Ob ich etwas vorlesen soll. Ich erzähle ihm, was ich tagsüber mache, oder an den Abenden am Wochenende, die ich mir durchaus gönne. Meine One-Night-Stands spare ich aus, aber er weiß davon. Vielleicht würde ihn das sogar interessieren. Vielleicht vermisst er die Sexualität. Sicher vermisst er sie, wie er alles andere vermissen wird, das ihm verwehrt ist, seit er nur noch fernsehen, schlafen, scheißen und essen kann.

Martina sitzt neben ihm auf einem Sessel, ihr Strickzeug liegt auf ihrem Schoß. Sie nickt mir zu und schaut dann wieder auf den Fernseher. Die Pflegerin ignoriert meine Bitten, das Programm mit Werner abzustimmen. Ich weiß, dass er es hasst, diesen Mist sehen zu müssen, die Proletentalkshows und die billigen Serien. Vermutlich hält er die Augen geschlossen, während das läuft. Jetzt schaut er zur Uhr. Ich bin pünktlich. Sein Blick wandert sofort zu mir.

„Da war ein Anruf für Sie“, sagt die Pflegerin, die abseits ihrer Fernsehpräferenzen eine exzellente Kraft und eine nette Frau ist. Sie reicht mir einen Zettel.

Ich setze mich zu Werner, schalte den Fernseher aus und erzähle ihm von meinem Tag. Spektakulär war der nicht. Ich habe zwei Sachbücher redigiert, dem Verlag den Zuschlag für einen pffiffigen Politthriller gesichert, der in England gut lief, und einen unserer Hausautoren, der ein Angebot von der Konkurrenz bekommen hat, dazu gebracht, noch einen Roman bei uns zu machen. Ich frage Werner, ob er ein Bier trinken möchte, und er blinzelt zweimal. In der Küche, in der Martina das Mittagsgeschirr abwäscht, öffne ich zwei Flaschen und fülle seine vorsichtig in den Plastikbecher. Martina zieht die Augenbrauen hoch.

„Es wird ihm nicht schaden“, sage ich, wie so oft. Es ist kein zusätzlicher Schaden mehr vorstellbar.

Während Werner die ersten Schlucke hörbar sacken lässt, rufe ich den Mann zurück, der dringend darum gebeten hatte. Als er erklärt, Mitarbeiter einer Firma zu sein, die Reha-Hilfsmittel herstellt, will ich das Gespräch wieder beenden. Ich weiß nicht, wie es solche Leute schaffen, an unsere Daten zu kommen, aber es gelingt ihnen pausenlos.

„Danke, aber wir sind gut ausgestattet“, sage ich harsch.

„Warten Sie!“, ruft er. „Ihr Vater ist motorisch sehr eingeschränkt, aber denkfähig, richtig?“

„Woher wissen Sie das?“, frage ich, ehrlich verblüfft.

Ich höre ihn lächeln.

„Wir haben eine Neuentwicklung. Sind es die Hände? Oder nur die Finger?“

„Finger“, gebe ich unwillig zurück. „Zwei“, ergänze ich.

„Großartig. Es handelt sich um ein Display. Die Patienten können es mit minimalen Reizen sehr präzise steuern. Also reden. Quasi.“ Er spricht schnell, damit ich nicht auflege.

Weil es noch in der Erprobungsphase ist, aber auch in einer klinischen Studie, bekommen wir einen Prototypen, leihweise und vorerst kostenlos. Nach der Testzeit will der Mann von der Herstellerfirma für uns mit der Kasse verhandeln. Die Apparatur besteht aus einem großen Display, das an der Wand angebracht wird, und Manschetten, die Werner um Handgelenk und Finger tragen muss. In der Trainingsphase kommt täglich ein Mitarbeiter, ein junger, etwas verhuschter Techniker, der mit Werner übt und parallel an einem Laptop herumwerkelt, der mit der Gerätschaft verbunden ist. Werners Muskelreize lösen Bewegungen aus, die einen Cursor auf Buchstaben, Silben oder ganze Phrasen zeigen lassen. Wenn der Cursor eine Weile ruht, also mein Vater nichts tut, wandern Buchstabe, Silbe oder Phrase in einen Anzeigebereich. Entscheidend ist, erklärt der Techniker, die richtigen Reizniveaus zu ermitteln. Und viel zu üben.

Während der ersten zwei Wochen produziert er nur Kauderwelsch. Ich wundere mich über die Geduld des Technikers, an den ich mich fast gewöhnt habe. „AIWW“ steht auf dem Display. Oder „HNNEK“. Manchmal, aus Silben zusammengesetzt: „ERVER“. Oder: „ZERDA“. An einem Freitagabend empfangen mich Martina und der Techniker an der Tür. „Es funktioniert“, sagt Martina und strahlt. Der Techniker hat nassgeschwitzte Haare.

„Sag JA“, bitte ich und komme mir dabei blöd vor.

Der Cursor wandert erst nicht, macht dann einen Satz in den zweiten Ring der konzentrischen Kreise, die das Display anzeigt. Dann springt er schnell nach links und wieder nach rechts, ruht kurz, geht nach links, wieder nach links, bleibt auf dem „J“ stehen. „JA“ gibt es auch als Phrase, im vierten Ring, aber Werner ist offensichtlich anspruchsvoll. Das „J“ wan-

dert in den Anzeigebereich. Der Zeiger geht anschließend erst wieder in die falsche Richtung, danach aber zielsicher zum „A“. Als das Wort zu lesen ist, schnauft Werner.

„Großer Gott“, sage ich und starre ihn an.

Er sieht an mir vorbei, zum Display, hochkonzentriert, seine Stirn ist nass. Dieses Mal wählt er eine Phrase.

„NEIN.“

Ich blinzele die Tränen weg und frage: „Möchtest du ein Bier?“

Er blinzelt auch, ist aber wieder konzentriert. Es dauert fast fünf Minuten, bis die Antwort auf dem Display steht: „GERN“. Ich muss lachen wie ein Idiot, umarme meinen Vater, dem ich dabei fast die Sensoren vom Arm reiße, und gleichzeitig heule ich. Als ich mit seinem Trinknapf und meiner Flasche zurückkehre, arbeitet er an einem längeren Satz. Ich bin mit der Flasche fast fertig, als auf dem Bildschirm steht: „WISKY WR MIR LIEBR“. Aber er ist danach so erschöpft, dass er noch beim Biertrinken einschläft.

Mir gelingt das nicht, als ich zwei Stunden später im Bett liege. Der Techniker hat noch erklärt, dass es schon länger ähnliche – natürlich nicht so ausgereifte – Systeme gibt, mit denen es Werner vermutlich auch gelungen wäre, sich zu artikulieren. Mir fröstelt bei diesem Gedanken. Zu meiner Euphorie hat sich Angst gesellt. Was wird mir Werner morgen sagen? Worüber wird er sprechen wollen? Während der vergangenen zwölf Jahre gab es nur eine Gewissheit: Es wird nicht besser werden, und irgendwann wird er sterben, vermutlich an einer Hirnblutung oder ähnlichem. Ich werde morgens in sein Zimmer kommen und er wird tot sein.

Panik erfasst mich. Was, wenn er morgen schreibt: ICH WÄRE LIEBER TOT, BITTE HILF MIR ZU STERBEN oder so etwas? Würde ich das ignorieren können? Ich weiß, dass ich nicht dazu in der Lage wäre, ihm Sterbehilfe zu leisten, aktive Sterbehilfe in diesem Fall, was mindestens Totschlag wäre. Er hängt ja an keiner Maschine, atmet selbst. Andererseits. Hätte er nicht längst das Essen verweigert, wenn das sein Wunsch wäre: einfach Schluss zu machen? Natürlich hätte ich dann dafür gesorgt, dass er künstlich ernährt würde. Aber ein deutliches Zeichen wäre es schon gewesen. Als ich um sechs erwache, erinnere ich mich an diesen Gedanken, der mich offenbar beruhigt hat. Ich steige aus dem Bett, bringe meine Morgentoilette hinter mich, aufgereggt und erwartungsvoll, denn ich bin sicher, dass Werner längst wach ist. Nach dem Frühstück werde

ich das System einschalten. Ich werde Martina anrufen und ihr für heute frei geben, im Verlag Bescheid sagen, dass ich heute nicht komme, und dann mit Werner reden. So lange und über was auch immer er möchte.

„ZEHN ZWEI“, wählt er als erstes als den Phrasen, gleich nach dem Mortadellabrot und dem Rooibostee. Ich nicke. „Zwölf Jahre, ja. Eine lange Zeit.“ Ich muss schlucken, gegen den Tränenreiz ankämpfen. Mein Vater ist jetzt siebenundsechzig. Durch den Unfall haben sich seine Gesichtszüge verändert, weil das Gehirn bei einigen Muskeln nicht mehr zwischen Ruhe und Anspannung zu unterscheiden in der Lage ist, aber ich habe kaum bemerkt, wie sich die Falten vermehrten. Sein Haar ist noch immer dicht und ziemlich dunkel. Wenn ich ihn ansehe, ist da das Bild des Mannes Mitte fünfzig, der am Steuer seines geliebten Daimlers sitzt und auf die Uhr am Handgelenk pocht, weil Mutter in letzter Minute noch etwas eingefallen ist.

„DICH LIEB“, wählt er dann; seine Augen glitzern, als ich von der Toilette komme und das Satzfragment lese. Ich bin schockiert und zutiefst gerührt. Meine Hände zittern und meine Beine werden weich. Früher hat er mir über das Haar gestrichen, mich lächelnd angesehen, Dinge wie „Ich bin stolz auf dich“ gesagt, aber „Ich habe dich lieb“ niemals. Meine Ohren glühen.

„Ich dich auch“, sage ich.

„BITTE ALLEIN“, klickt er danach aus Silben zusammen. Ich nicke und gehe.

Als ich ihm das Mittagessen bringe, sind seine Augen geschlossen. Sein Gesicht wirkt entspannt, viel entspannter als jemals während der letzten zwölf Jahre. Als wäre etwas geschehen, das ihm in der ganzen Zeit auf dem Herzen lag. Ich wage es kaum, zum Monitor zu sehen.

„NICHT STERBEN. VIELLEICHT IST STERBEN SCHLIMMER“, steht da.

Ich lasse das Tablett fallen.

Ich will nicht wieder Kind sein

Stefanie Haß

Worte wirbeln durch den Kopf, landen auf weißem Papier. Einleuchtende Weisheiten, Wahnsinns-Gedichte, dabei aneinandergereihte Buchstaben, die nur für mich einen Sinn ergeben. Meine Geheimsprache, ein Code, geknackt von den Stimmen, die in meinen Ohren dröhnen. Sie lassen mich nicht schlafen, verbieten mir zu essen, schreien vulgär und gemein durcheinander. Ich will sie töten, höre laute Musik. Doch sie sind lauter, übertönen alles und haben von meinem Hirn Besitz ergriffen. Ich schreie Menschen an, die ich kenne und die ich nicht kenne. Angst macht sich breit, man will mich vergiften. Tabletten und Säfte spucke ich wieder aus. Um mich herum ist alles weiß, in fremden Gesichtern bewegen sich Lippen, ich kann nicht verstehen, was sie sagen, bin taub für Anderes als das Stimmengewirr der unsichtbaren Bedrohung. Ich weiß es, wir werden alle sterben.

Schließlich bin ich erschöpft und es wird erst neblig, dann dunkel.

Als ich erwache aus der traumlosen Schwere sind die Stimmen weg, ich friere und bin allein. Eine Schwester kommt ins Zimmer. Sie trägt ein Tablett mit kleinen Bechern. Saft und Tabletten, die ich schlucke. „Was ist passiert?“, frage ich mit zitternder Stimme. „Es ging Ihnen sehr schlecht, als Sie hier her kamen. Dann haben Sie lange geschlafen und nun können Sie mit einem Arzt sprechen.“

Ich sitze in einem Raum mit Tischen und Stühlen, vor mir Kaffee und Brötchen. Am Nebentisch sitzt eine alte Frau mit ungekämmten Haaren, sie starrt auf den Teller vor sich. Ein Speichelfaden rinnt ihr auf die Brust. Der Stuhl kracht hinter mir zu Boden, als ich abrupt aufstehe. Ich will nach Hause . . .

Der Arzt beobachtet mich, macht Notizen zu allem, was ich sage. „Was denken Sie, ist Ihnen passiert?“ Schulterzucken. „Sie waren in einer Psychose. Offensichtlich hatten Sie Wahnvorstellungen, haben Sie Stimmen gehört?“ Plötzlich sind sie wieder da, leise, versöhnlich, verschwörerisch: „Sag es ihm nicht . . . rede nicht über uns . . . sonst kommst du hier nie heraus.“ Kopfschütteln. „Mir ging es gut, ich konnte nur nicht schlafen. Ich will nach Hause.“ Es klingt bedrohlich in meinen Ohren, als er sagt: „Sie müssen erst einmal ein paar Wochen hier bleiben und wieder zu

sich kommen. Therapien, Medikamente, vielleicht die Tagesklinik ...“ Ich will es nicht glauben: Ich bin in der Klapse. Aber warum? Was ist eine Psychose? Mir ging es doch blendend. Ich hatte so viele Ideen, kreative Höhenflüge. Mein Geist hat mir einen Streich gespielt. Und nun ist alles so dumpf, als hätte ich tagelang nicht geschlafen. „Dürfen Sie mich so einfach hier behalten?“ frage ich den Arzt. Er seufzt. „Nein, wenn Sie gehen wollen, muss ich Sie gehen lassen.“ Es fallen die Worte: „auf eigene Gefahr“ und „mangelnde Krankheitseinsicht“, dann bin ich zuhause. Ich nehme jeden Tag 20 mg Neurolept, schlafe fast den ganzen Tag und kann nicht zur Arbeit gehen. Werde immer dicker und bin nur traurig. Das Schlimmste ist, dass ich nicht mehr schreiben kann. Ich fühle, wie meine Gedanken aus mir herausgesaugt werden und ich kann sie nicht mehr in Worte fassen. Irgendwann ist die Packung Neurolept leer und ich kümmerge mich nicht um neue Medikamente.

Wenn ich etwas sage, ernte ich ungläubige Blicke, niemand versteht mich. Aber ich verstehe sie auch nicht, wenn sie mit mir sprechen. Wann habe ich zuletzt geschlafen, gegessen? Ich sitze am Fenster, versuche meiner Gedanken Herr zu werden. Da sind diese Stimmen, sie beobachten mich und sprechen über mich. „Sieh mal, sie schreibt.“ Ich ziehe alle Stecker aus der Wand: den Fernseher, das Radio, den Wecker ... Sie bleiben in meinem Kopf. Ich stelle mir Fragen: Wer sind SIE? Woher wissen SIE das? Warum sehe ich niemanden? Irgendwo in meinem Hirn vergraben liegt die Vernunft, ich reiße sie empor, versuche das Stimmengewirr logisch zu erklären. Das Küchenfenster ist offen, die Straße unter mir leer. „Spring!“ schreit es – IN mir, „Spring! Dann wirst du es sehen.“ Wieder Angst, ich will nicht sterben. Und ich will nicht wieder in die Klapse. Dann das Gesicht meiner Mutter direkt vor meinen Augen – schreckensbleich. „Kind, hör auf!“

Als ich wieder zu mir komme bin ich allein. Ich erinnere mich an die Straße unter meinem Fenster, dass ich auf das Fensterbrett gestiegen bin und dass jemand zu mir sagte, ich solle springen. Das Echo der Stimme hallt in meinem Kopf, aber ich kann sie nicht zuordnen. Ich sehe mich um. In dem Zimmer, in dem ich mich befinde, steht das Bett, in dem ich liege, ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank. An der Wand hängt ein Bild, eine Frau in einer verwaschen gemalten Landschaft. Genau so fühle ich mich. Ich in einer undeutlichen Welt. Blumen, Bäume und Himmel – alles verschmilzt. Ein Weg ist nicht zu erkennen, aber ich stehe dort mitten in den Farbkleckschen, die ein Weg sein könnten. Wie bin ich dort hingekommen? Ich muss alle Kraft aufwenden, um aufzustehen, der Raum fängt an, sich

um mich zu drehen, zerfließt wie die Pinselstriche auf dem Bild. Stimmen auf dem Flur. Ich hoffe so sehr, dass es Gesichter zu den Stimmen gibt und dann öffnet sich die Tür. Der Arzt vom letzten Mal betritt das Zimmer, begleitet von zwei Schwestern, die ich an der weißen Tunika erkenne, die sie tragen, und einer Frau mit pechschwarzen Haaren in einem weißen Kittel. „Mich kennen Sie ja noch vom letzten Mal und das ist die Stationsärztin, Doktor Hansen“ stellt Doktor Voss mir die Schwarzhaarige vor, die gleich fragt: „Wie geht es Ihnen?“ „Ich weiß nicht“, antworte ich, „irgendwie fühle ich mich erschöpft und mir ist schwindelig.“ „Das ist normal“, sagt Doktor Voss, „Sie müssen sich an die Medikamente, die Sie seit Ihrem letzten Klinikaufenthalt nicht genommen haben, gewöhnen und von der Psychose erholen. Sie bleiben jetzt vorerst in diesem Zimmer und dürfen die Station nicht verlassen, es besteht das Risiko der Eigengefährdung.“ Ich höre ihm nicht mehr zu, als er von Therapien und Medikation spricht, dann bin ich wieder allein. Müde und ausgelaugt sehe ich mich noch einmal um. Neben dem Tisch steht ein Koffer. Mein Koffer. In ihm finde ich mein Waschzeug und Kleidung. Nach einer heißen Dusche und in frischen Sachen fühle ich mich etwas besser. Es klopft an der Tür und meine Mutter betritt das Zimmer. Hemmungslos fange ich an zu heulen. „Kind, was machst du für Sachen?“ Ich nehme die Frage nicht ernst, was soll ich darauf auch antworten? „Ich habe mit dem Arzt gesprochen, du bleibst jetzt erst einmal hier“, sagt sie, als ich keine Anstalten mache, selbst irgendetwas zu sagen. Meine Nase läuft und ich wische mir mit dem Ärmel den Rotz aus dem Gesicht. Meine Mutter setzt sich zu mir auf das Bett, streicht mir über den Rücken. „Es ist ja nichts passiert“, sie klingt, als würde sie zu sich selbst sprechen, „ich war da, aber nun musst du wieder gesund werden, dabei kann ich dir nicht helfen, Kind.“ Immer wieder dieses: „Kind“, ich bin 26 Jahre alt. Und ich sitze im Irrenhaus, in der Klapsmühle, in der Meisenburg . . . mir gehen alle Synonyme für „Psychiatrie“ durch den Kopf, die ich je in meinem Leben gehört habe. „Möchtest du etwas essen“, meine Mutter wird pragmatisch, „und trinken?“ Wortlos lasse ich mich von ihr in den Speisesaal bringen, mein erster Blick zur Uhr seit Tagen: Es ist 15.25. Ich frage mich, woher sie weiß, dass dort ein Teller mit Essen für mich steht, den sie nun in die Mikrowelle stellt und mir dann vorsetzt. „Und? Schmeckts?“ fragt sie nach meinem ersten Bissen des geschmacklosen Gerichtes aus Kartoffeln, Fleisch und Gemüse. Ich schüttelte den Kopf. „Wie lange muss ich denn hier bleiben?“ „Ein paar Wochen“, antwortet sie, „hat der Arzt doch gesagt . . . und danach kommst du erst einmal zu uns.“ Gierig trinke ich das Wasser, das meine Mutter mir holt. „Ich möchte nach draußen“, jammere ich, nachdem ich den Teller weggeschoben habe. „Das darfst du

nicht, hast du doch gehört ... ich habe dir ein paar Sachen mitgebracht, die noch im Schwesternzimmer sind, weil sie erst nach gefährlichen Gegenständen ... du weißt schon ...“ „Ich wollte nicht springen“, sage ich ganz sachlich, „die Stimmen haben es mir befohlen, aber ich wollte nicht springen. Und zuerst wollte ich nur nachsehen, ob die Stimmen von draußen kommen.“ „Das glaube ich dir“, sie küsst mich auf die Stirn, sagt dann, sie müsse zur Arbeit, bringt mich noch in mein Zimmer. Als ich wieder allein bin, betrachte ich das Bild der Frau in der verwaschenen Landschaft. „L'estaque“ von Renoir. Ein paar Tage vergehen, wieder fühle ich mich seltsam gedämpft, schlafe viel und nichts scheint mehr einen Sinn zu machen. Ich rede mit Dr. Voss, nehme an einer Gruppentherapie, der Ergotherapie und einer Psychoedukationsgruppe teil. Manchmal, wenn es ganz still ist um mich herum, höre ich ein leises Murmeln, weiß genau, dass sie über mich reden, kann aber kein Wort verstehen. Darüber rede ich mit niemandem, sage nur immer wieder, wie ausgelaugt und hohl ich mich fühle. „Postpsychotische Depression, dagegen gibt es ein Antidepressivum.“ Ich bekomme außerdem weiter das Neuroleptikum, die Beruhigungsmittel sind abgesetzt. Scheinbar gibt es für alle Begleitscheinungen der psychischen Erkrankungen eine Pille. Immer rein damit, und dann lass die Zombies laufen. Mein Gang ist schleppend, meine Augen glanzlos und leer, das Gesicht ausdruckslos. So wie ich mich fühle, sehe ich auch aus. Ich mache mehrfach den Versuch etwas zu schreiben, eine Geschichte, ein Gedicht ... ich bringe nichts zu Papier, nicht einmal einen Brief an meine Mutter. „Der Arzt sagt, es ist nicht meine Schuld, dass du so krank bist“, sagt meine Mutter bei einem ihrer fast täglichen Besuche mehr zu sich selbst, als zu mir. „Niemand kann etwas dafür.“ „Ich weiß“, entgegne ich, obwohl ich mir nicht sicher bin.

Es ist der erste Tag, an dem ich die Station verlassen darf. Es riecht nach Frühling und die Sonne scheint mir ins Gesicht, als ich mich im Park auf eine Bank setze. Ich beobachte die Menschen, die an mir vorbei laufen. Ein gehetzter Mann mit einem Blumenstrauß, eine Familie mit Kindern, die durcheinander reden, wo Opa wohl liegt, eine alte Frau in einem dicken Wintermantel, obwohl wir bereits Anfang April und schätzungsweise 15 Grad haben. Ich höre ein Rattern, blicke in die Richtung, aus der es kommt. Ein Mann, der einen Infusionsständer vor sich her schiebt, steuert direkt auf meine Bank zu. Er ist vielleicht 40 Jahre alt, trägt einen dunkelblauen Trainingsanzug und ein schwarzes Baseball-Cap mit der Aufschrift: „Skyliners“. „Guten Morgen“, sagt er freundlich lächelnd, „darf ich mich neben dich setzen?“ „Sicher“, murmele ich und rücke ein Stück zur Seite. Mit einem tiefen Seufzer lässt er sich neben mich auf die

Bank fallen, rückt seinen Infusionsständer zurecht und gluckst: „Scheißding.“ Dann folgt ein weiterer Seufzer und er sagt: „Hach, ist das nicht herrlich, die Sonne scheint, die Vögel zwitschern, es riecht nach frischem Gras und ...“, er schnuppert, „... Hyazinthen. Schau mal, da sind sie, blau und rosa.“ Er zeigt mit dem Finger auf das Beet links von uns. Ich kann gerade noch an mich halten, ihm nicht ins Gesicht zu schreien, dass er mich mit seinem Frühlingsgesülze verschonen soll, dass ich all das nicht sehe, nicht sehen will. Sein direkter Blick macht mich noch rasend, gerade als ich aufstehen will fängt er wieder an zu reden: „Dir geht es nicht gut, oder? Ich habe einen Blick dafür. Teile mir dein Geheimnis mit, ich nehme es mit ins Grab, harharharhar.“ Der erste Mensch außer meiner Mutter, den Ärzten und Schwestern mit dem ich über meine Verfassung sprechen kann. Ich lehne mich zurück, hole tief Luft. „Ich fühle alles nur noch wie durch Watte, kann mich an nichts mehr freuen, schlafe fast den ganzen Tag und habe keine Lust mehr auf irgendetwas,“ versuche ich alles zu schildern, was mich so traurig macht. „Beneidenswert“, sagt der Mann, zieht eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und bietet mir eine an, bevor er sich selbst eine ansteckt. „An irgendetwas kriecht man immer, stimmt’s? Harharharhar.“ Ich bin irritiert. Was, bitte schön, soll an meinem Zustand beneidenswert sein? Als könne er meine Gedanken lesen, antwortet er: „Ich empfinde alles Mögliche, Wut, Haß, Angst, Fassungslosigkeit, richtig gut geschlafen habe ich seit Monaten nicht und ich habe so viel Lust die schönen Dinge des Lebens auszukosten ... aber mir bleibt keine Zeit.“ Ohne das Gesagte zu hinterfragen jammere ich weiter. „Aber mir ist alles so gleichgültig.“ „Hast du es gut,“ seufzt er, „ich wünschte, mir wäre auch alles gleichgültig. Aber ich muss immer an meine Frau denken, meinen Sohn und an meinen Chef,“ er grinst, „ja, an meinen Chef, die sind doch alle aufgeschmissen ohne mich.“ Schließlich stutze ich doch. „Wie? Ohne dich?“ „Naja, wenn mich der Krebs erledigt hat, meine ich. Kann noch 3 Monate dauern, oder ein halbes Jahr ... wer weiß das schon. Was meinst du, wieso ich wieder rauche? Daran werde ich jedenfalls nicht mehr sterben. Eher an dem Bauchspeicheldrüsenkrebs.“ Ich schweige, denke nach, bevor ich langsam sage: „Und ich wäre beinahe gestorben, weil mir Stimmen befohlen haben, aus dem Fenster zu springen.“ „Psychose?“ „Hmhm... woher weißt du ...?“ „Bin Sozialpädagoge bei der ‚Brücke‘, weißt du, was das ist?“ Ich schüttele den Kopf. „Solltest du mal hingehen, wenn du hier raus bist, dort kann man dir vielleicht helfen, wieder einen Sinn im Leben zu finden. Ich gebe dir mal die Telefonnummer, welche Station?“ „Drei.“ „Ich muss dann auch mal,“ er steht auf, bewegt sich Richtung Haupteingang. „Ich heiße übrigens Bodo, schönen Tag noch ... ähm ...?“ „Steffi ... Dir auch, danke.“

Ich muss den ganzen Tag an Bodo und das, was er gesagt hat, denken. Am Abend, als ich Besuch von meiner besten Freundin bekomme, merke ich, wie vorteilhaft diese Gefühlskälte sein kann. „Und wie ist es so für dich, zwischen all den Bekloppten?“ „Ich bin eine von diesen Bekloppten“, entgegne ich, ziehe dabei die Mundwinkel hoch, was ein Grinsen sein soll. Silvia senkt den Blick. „Du weißt schon, was ich meine. Wann wirst du denn wieder die Alte? Wir vermissen dich alle sehr, macht einfach keinen Spaß mehr, ohne dich um die Häuser zu ziehen.“ „Es geht mir nicht gut im Moment und ich muss noch ein paar Wochen hier bleiben, ob ich jemals die Alte werde, weiß ich nicht, denn wenn du hier sitzt, denkst du unweigerlich viel nach und ich sehe das Leben mittlerweile anders als noch vor ein paar Monaten.“ „Du hast dich wirklich verändert,“ es klingt vorwurfsvoll, „nun, vielleicht solltest du dich hier so richtig aussprechen, du wirst sehen, dann wird es wieder. Du hast dich uns nie anvertraut, kein Wunder, dass du ein paar mal durchgeknallt bist.“ Ich erspare mir und ihr die Erklärung, dass meine Krankheit mit „Aussprechen“ nichts zu tun hat, dass ich nicht in Therapie bin, weil ich niemanden zum Reden habe oder nicht reden will, sondern weil mein Hirnstoffwechsel gestört ist, dass es ein chemischer Vorgang im Kopf ist, der mich so sein lässt. Ich bin erleichtert, als sie weg ist. Wir hatten ein sehr inniges Verhältnis, fast wie bei einer Schwester, die ich nie hatte, aber ihr Mangel an Verständnis hätte mich sehr enttäuscht, wenn ich denn etwas wie Enttäuschung empfinden könnte.

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück und der Morgenrunde mit dem Bericht über das aktuelle Befinden, kommt mir Bodo auf dem Flur entgegen, als ich mich auf den Weg zur Ergotherapie machen will. Ich bleibe stehen, begrüße ihn mit einer Grimasse, er steckt mir die Zunge heraus. „Hier“, sagt er, „die Telefonnummer meines Kollegen bei der ‚Brücke‘. Und darunter meine, falls du Lust hast, über das Leben zu philosophieren. Ab morgen bin ich wieder zuhause, mache ambulant weiter. Entschuldige, dass ich so daneben aussehe, hatte eine Scheiß-Nacht. Bauchschmerzen und Kotzen bis der Arzt kommt, harrahharrah.“ Er sieht wirklich schlecht aus, ich frage mich, ob sie auf seiner Station Bescheid wissen, dass er sich in der Psychiatrie herumtreibt und wieder beantwortet er meine unausgesprochene Frage: „Ich gehe dann mal, sonst geben die in der Onkologie noch eine Vermisstenanzeige auf, ich darf eigentlich gar nicht raus.“ Im Gehen dreht er sich noch einmal um und reckt den Daumen hoch. Dieser Bodo ist unglaublich! Wie kann ein todkranker Mensch dermaßen voll Leben sein. Und ich bin gesund, so rein körperlich, mir tut nichts weh, ich kann gehen, ich kann sprechen . . . und doch fühle ich mich innerlich wie tot.

Endlich, nach 6 langen Wochen, darf ich die Klinik verlassen und habe einen Platz in der Tagesklinik bekommen, die ich vom Haus meiner Eltern aus mit dem Rad leicht erreichen kann. Das ist auch der Hauptgrund, weshalb ich erst einmal nicht in meine Wohnung zurückkehre, die in einem anderen Stadtteil liegt. Tagsüber, wenn ich meine Therapien habe, sind meine Eltern bei der Arbeit, mein Vater in der Bank und meine Mutter halbtags im Salon. Abends ist es dann, als wäre ich nie ausgezogen. Wir streiten uns heftig darüber, ob ich meine Wohnung auflösen und ganz zu ihnen ziehen soll. Doch irgendwann will ich in meinen alten Job als Technische Zeichnerin zurückkehren, spätestens dann bin ich auch wieder in der Lage, allein zu wohnen. Immer wieder muss ich meinen Eltern versichern, dass ich meine Medikamente nehme, obwohl ich jeden Abend bei der Einnahme überlege, was wohl passieren würde, wenn ich sie absetze. Das Antidepressivum das ich gegen meine Antriebsschwäche und die gedrückte Stimmung nehme, hat überhaupt nicht angeschlagen, während ich durch das Neuroleptikum Heißhungerattacken habe und über sechs Kilogramm zugenommen habe. Eine weitere Psychose kann ich mir jedoch nicht erlauben, ich bin jetzt schon fast fünf Monate von der Arbeit weg und nach der Tagesklinik kann ich eine berufliche Wiedereingliederung machen, dem hat mein Chef bereits zugestimmt. Ich habe Glück, dass ich dort meine Ausbildung gemacht habe und dass er ein alter Schulfreund meines Vaters ist, wer weiß, sonst wäre ich wahrscheinlich schon längst arbeitslos. Da ich noch in einem Arbeitsverhältnis stehe, brauche ich auch nicht die Hilfe der „Brücke“, lediglich einen Schwerbehinderten-Ausweis habe ich mit Hilfe des Fachdienstes Arbeit beantragt. Es wurde auch von einer Erwerbsminderungsrente gesprochen, das habe ich aber abgelehnt, ich will versuchen weiter zu arbeiten, denn noch habe ich einen Job. Das alles habe ich auch mit Bodo besprochen, der mir Mut gemacht hat, „die Sache jetzt durchzuziehen“. „Du musst aufpassen, dass du jetzt nicht von Allen bevormundet wirst, von Ärzten, Therapeuten und besonders nicht von deinen Eltern“, hat er zu mir gesagt. Bei einem unserer recht häufigen Telefonate versichert er mir, dass es ihm relativ gut ginge, die Tumormarker nach der Chemo zurückgegangen seien. „Aber das will nichts heißen, das kann in wenigen Wochen wieder anders aussehen, und was macht das schon, einen Monat mehr oder weniger“, er klingt das erste Mal, seit ich ihn kenne, resigniert. „Hey Bodo, nicht aufgeben . . .“, ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll, aber etwas Dummes zu sagen ist besser, als gar nichts zu sagen. „Weißt du was? Komm mich doch einfach mal besuchen, ich habe so selten Besuch . . .“ „Das mache ich, wie wäre es denn übermorgen?“ „Richtig, bloß nicht zu lange aufschieben, wer weiß, wie viel Zeit ich noch habe, harharhar.“

Zwei Tage später stehe ich am späten Nachmittag mit einem kleinen Strauß Blumen vor dem Einfamilienhaus in der Vorstadt, dessen Adresse Bodo mir gegeben hat. Sein 7-jähriger Sohn Jannik macht mir die Tür auf, schreit durch den Flur: „Papa, Dein Besuch ist da!“ Es riecht nach frisch gebackenem Kuchen, aus der Küche kommt eine blonde Frau, die sich die Hände an einem Geschirrtuch abwischt, und mir dann den Blumenstrauß abnimmt. „Hallo, ich bin Angela, und du musst Steffi sein, schön, dass du uns besuchst.“ Sie streckt mir die freie Hand entgegen, die ich mit einem unsicheren „Hallo“ ergreife. Angela bringt mich geradeaus durch den Flur in das Wohnzimmer, in dem Bodo unter einer Decke auf dem Sofa liegt. Ich bekomme einen Schreck, er ist so mager, dass sich die Schädelknochen unter der Glatze abzeichnen, und in seine Stirn und die Wangen haben sich tiefe Furchen gegraben, die das letzte Mal noch nicht da waren. Als er mich sieht, geht aber ein Strahlen über sein Gesicht, das ich so nicht für möglich gehalten hätte. „Ich gehe mal den Kaffee holen“, sagt Angela, verschwindet in der Küche. „Mann, du hast aber zugelegt“, sagt er gnadenlos ehrlich, „kannst mir was von abgeben.“ Ich nehme ihm das nicht übel, grinse ihn an, kontere: „Und du siehst aus wie der Tod auf Latschen.“ „Das sagt Mama auch immer“, ich hatte gar nicht bemerkt, dass Jannik, der sich zu seinem Vater auf das Sofa kuschelt, ebenfalls im Zimmer ist. „Papaaaa?“ „Ja, Sohn?“ „Ich glaube ich nehme doch ‚Nossink äls mättas‘ von Metallica, das ist traurig genug aber auch rockig, und jetzt geh ich Nintendo spielen, wenn ich darf.“ Bodo streichelt ihm über den Kopf und sagt: „Aber nur eine halbe Stunde, ich stell den Wecker . . .“. Und weg ist Jannik. Angela kommt mit einer Kaffeekanne herein, stellt sie auf den bereits gedeckten Tisch. „Ich hoffe, du magst Rhabarber-Baiser-Kuchen, Bodo isst den so gern und es ist doch jetzt die Zeit.“ „Super, den mag ich auch besonders.“ Ich setze mich auf einen der beiden Sessel und Angela geht den Kuchen holen. „Dein Sohn steht also auf Metallica?“ frage ich unbedarft und Bodo lächelt. „Nicht direkt. Wir haben ihm den Auftrag gegeben, ein Lied für meine Trauerfeier auszusuchen, und nun ist die Wahl wohl auf ‚Nothing else matters‘ gefallen. Morgen ist es dann wahrscheinlich wieder ein anderes Lied.“ Geschockt blicke ich Bodo an. „Ihr lasst ihn Musik für die Trauerfeier aussuchen?“ „Wieso? Er hat doch Geschmack bewiesen, vor drei Jahren wäre es wahrscheinlich noch ‚Jo, wir schaffen das‘ gewesen, harharharhar . . . nee, im Ernst: Wir versuchen ihn möglichst schonend an die Sache heranzuführen. Wir können es nicht verhindern, dass er mitbekommt was mit mir passieren wird. Ich möchte, dass er den Tod als etwas Natürliches begreift, das zum Leben dazugehört.“ „Ich wollte auch nicht, dass Jannik so direkt damit konfrontiert wird, aber wir haben das ausdiskutiert, mit